Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 20

Artikel: Volkskundliches aus der Pflanzenkunde
Autor: Waldweber, Ludwig
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-671520

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

mierung, wie es zuerst 1557 in Mexiko angewendet worden war. Das Calandagold kommt im Quarz und Kalkspat, wie auch im Schwefelkies und Eisenmulm, in gediegenem Zustand vor, teils in nicht unbedeutenden Klumpen, die bis einige Loth schwer sind (1 Loth altes Goldgewicht = 1/30 Pfund), ferner in Blättchen und zackigen Blechen, doch meist so fein verteilt, daß es selbst das geschärfte Auge nicht zu erkennen vermag. Rührt man das verstoßene Gestein in Quecksilber um, dann löst sich das Gold im Quecksilber auf und kann durch Verdampfen von diesem wieder befreit und rein gewonnen werden.

Als die beiden Gesellschaften nach 1813 in ihren Stollen einfach kein Gold mehr fanden, ließen sie eine Hellseherin aus Straßburg kommen, die sie redlich an der Nase herumführte. Die Hellseherin fand Gold, wo gar keines war, und alle Bohrungen blieben erfolglos. Als man sie wieder holen wollte, war sie verschwunden. Die Frau des Steigers sprang in die Lücke und zeigte „Goldstellen", wo man einen Kilometer in dem Felsen hätte graben müssen, um zum Gold zu kommen. Als auf diese wahnsinnige Weise lange Zeit fortgefahren worden war, löste sich die Gesellschaft Ende der Zwanzigerjahre mit schweren Verlusten auf. Prof. Deicke in St. Gallen rechnete 1859 die Verluste bei diesem Betrieb hochgegriffen mit 1 Million Gulden aus.

Im Herbst 1856 wurde der Versuch, das Calandagold auszubeuten, wieder aufgenommen, nachdem genaue Berichte eingeholt worden waren. Prof. Deicke schrieb damals: „Nach den genauen Berechnungen von Escher von der Linth, Theobald und mir ist das Goldbergwerk zur Goldenen Sonne abbauwürdig. Die Gangmasse ist leicht zu verarbeiten. Die Ausscheidung des Goldes kann das ganze Jahr durch in der Nähe des Stollens betrieben werden. Das nötige Betriebswasser ist ganz in der Nähe vorhanden. Die Gangmasse ist abbauwürdig, wenn man keine übertriebenen Hoffnungen auf Gewinn hegt."

Man fand gleich anfangs schöne Goldstufen. Auf der Industrieausstellung in Bern 1857 war eine solche im Werte von Fr. 400 ausgestellt. Trotz dieses Versuches, die „Goldene Sonne" wieder bekannt zu machen, hielt sich das Kapital fern, und der Betrieb konnte in nur ganz kleinen Verhältnissen durchgeführt werden, so daß wieder mit einem starken Verluste abgeschlossen wurde. Nur wenn in nicht zu kleinem Betrieb gefördert worden wäre, hätte das Unternehmen bei den damaligen kleinen Arbeitslöhnen eine Rendite versprochen. Prof. Deicke rechnete bei einem Betriebe mit 20 Mann mit einem jährlichen Gewinn von Fr. 7,000 oder 24% Dividende, indem bei Fr. 29,000 Ausgaben im Jahre 11,719 Kilogramm Gold im Werte von Fr. 36,000 gefördert werden sollten. In der „Goldenen Sonne" sind 1856/1861 ca. 80 m³ Gestein abgebaut worden, wofür sich annähernd Fr. 24,000 Kosten ergaben.

Seit 1861 ist die „Goldene Sonne" noch mehrmals von Felsberg verpachtet worden. Sie wurde aber nie mehr in einem richtigen bergmännischen Betrieb abgebaut, sondern nur zu wissenschaftlichen und andern Versuchen. Heute ist das Bergwerk zerfallen, und niemand interessiert sich darum. Es ist auch kaum mehr abbauwürdig.

Einige schöne Goldstufen aus der „Goldenen Sonne" sind heute im Naturhistorischen Museum in Chur zu sehen.

Dr. Fritz C. Moser.

Volkskundliches aus der Pflanzenkunde.

Von Ludwig Waldweber.

Kräuterbücher des späten Mittelalters nennen das Maiglöckchen lilium convallium, das heißt Lilie der Täler. Diese poetische Bezeichnung hat wahrscheinlich die „Lilie der Täler" zum Vorbild, die im Hohen Lied Salomons genannt wird. Sicher aber handelt es sich im Hohen Lied nicht um das Maiglöckchen. Vielleicht, daß die weiße Lilie damit gemeint ist. Die Bezeichnung lilium convallium aber war nun einmal da, die Apotheker bedienten sich ihrer gedankenlos und machten allmählich auch das Volk damit bekannt. Das aber konnte mit dem welschen Monstrum nichts anfangen und begann sich den Namen nach seinem Eigenen mundgerecht zu machen. So entstanden: Liljenkonwalljen, Liljenkonveilchen, Hillgenkumveilchen, Liumfalum, Fillumfallum, Fillifalliblüh. Ein anschauliches Beispiel, wie das ursprüngliche, gesunde Volksempfinden von sich aus unbewußt und mit Gewalt fremde Elemente auszuscheiden und durch eigene Formgebung zu ersetzen sucht.

Die eigenartige Form der Blüte des Eisen-

hutes hat die Volksphantasie gereizt und zu einer Vielzahl charakteristischer Benennungen veranlaßt. Zum Beispiel: Paterskappe; an der Wasserkante: Hambörger Mützen, Fischerkippen; in Mitteldeutschland: Schlodfegerskappen, Pantöffelken; in Ditmarschen: Holzschoe; im Bayerischen: Rössel, Tauberl im Schlag; an der unteren Weser: Rüter to Peer, und: Peer und Wagen. Das Auge des Volkes sieht scharf, und das sinnende Volksgemüt vergleicht unter den Dingen aus seinem Anschauungskreis.

Köstlich sind auch die Verdrehungen und die volksetymologischen Vergleichungen, die von dem lateinischen Namen der Blutwurz ausgehen. Die Blutwurz heißt: Tormentilla (von Tormentum = Leibschmerz). Die Tormentilla heilt Leibschmerzen. Daraus haben die Ostpreußen gemacht: Armetill; die Kärntner: Darmtille, Tärenlatille; die Nordböhmen: Alleturmentenwurzel; um den Harz: Ermentill; in Österreich: Darmadil; in Baden: Durmetill; in Schwaben: Dilledapp, Domärdille; in der Schweiz: Turbätill, und die Oberösterreicher haben sogar ein: Terpentinkräutl daraus gemacht. Die Niederdeutschen nennen sie nach dem Standort: Heidecker, Moorecker. Im Hinblick auf ihre Heilwirkung sagen die Schlesier: Heil aus 'm Grunde; die Kärntner: Ruhrwurz; die Böhmerwälder: Bauchwehwurz.

Schier berühmt geworden ist der Name Liebstöckl, als Beispiel einer gelungenen Volksetymologie. Ursprünglich hat der Name überhaupt nichts mit Liebe und nichts mit Stock zu tun. Er ist vielmehr entstanden aus dem mittellateinischen: Levisticum, das seinerseits wieder auf Ligustikum zurückführt. Der Name Liebstöckl ist wahrscheinlich auch die unschuldige Ursache, daß diese Pflanze bei Liebeszauber ausgiebig Verwendung findet.

Mit der Wortschöpfung Liebstöckl aber hat sich die allzeit schöpferische Volksetymologie nicht begnügt. Daneben hat sie noch folgende Namen für diese Pflanze erfunden. Im Erzgebirge: Leibstöckl; im Elsaß: Lobstock; in Österreich: Lugstock: im Salzburgischen: Luststecken; um den Harz: Lebensstock; im Böhmerwald: Ladstöckl; in Schwaben: Luixenstickel.

Die mittellateinische Bezeichnung für die Schlüsselblume war: bethonia alba. Daraus haben die Tiroler gemacht: Platenigen; die Schwaben: Bakenge, Batenke, Makenge; die Schweizer: Badenigli.

Im Althochdeutschen heißt die Schlüsselblume: himmilsluzzil. Der Name geht auf den Blütenstand zurück, dessen Ähnlichkeit mit einem Schlüsselbund ins Auge fällt. So haben sie auch die Norweger gesehen, die sie: Marienoeglebaand nennen, Schlüsselbund der hl. Maria. So, wie wir heute den Namen erklären: weil die Blume den Frühling erschließt, sprechen wir nur eine gelehrt-poetische Auffassung nach, die nicht im Volke entstanden ist.

Interessant sind die volksetymologischen Wirrungen des Namens Tausendguldenkraut. In der Antike hieß das Kraut centaurium, wahrscheinlich nach dem Centauer Chiron, der es als Heilmittel auf seine Wunde legte. Mißverständliche Gelehrsamkeit aber leitete das Wort vom lateinischen centum = hundert und aurum = Gold ab. Aus dem Hundertguldenkraut (Gulden pfenninc = goldener Pfenning, lateinisch: aureus denarius) wurde aber schließlich in Anbetracht der Tatsache, daß die Zahl Tausend in derartigen Zusammensetzungen wirksamer ist als hundert, ein Tausendguldenkraut. Das Wort erscheint erstmals im fünfzehnten Jahrhundert als tusendguldin. Es soll auf die außergewöhnlichen Heilkräfte hinweisen, die dem damit bezeichneten Kraut zugeschrieben werden. Dem Eichsfelder war sogar der Name Tausendguldenkraut noch nicht hochwertig genug. Er machte ein Millionkouzenkrut daraus. Im Plattdeutschen haben sich für das Kraut Namen herausgebildet, die ihre Verwandtschaft mit aurum = Gold nicht verkennen lassen: Aurin, Laurin, Rotorinkrut.

Das Volk hat ganz richtig beobachtet, daß das Lungenkraut an derselben Blüte rote und blaue Farben aufweist. Diese Erscheinung der zweierlei gefärbten Blüte drückt der Volksmund durch recht bezeichnende Doppelnamen aus. In Österreich: Ahnl und Ähnl; in Tirol: Tag- und Nachtblümel; im Badischen: Fleisch und Blut; in Bayern wurde sie vielfach: Bayern und Franzosen genannt, eine Bezeichnung, die ihren Ursprung in den ehemals blauen Uniformen der Bayern und den roten der Franzosen haben dürfte.

Wie ist der Name Wermut zu erklären? Schon unsere Väter zerbrachen sich darüber die Köpfe: „Wermuth — — / darumb, daß er den Nießenden (Genießenden) allen muth durch sein bitterkeit hinweg nemme / und eine Lust und Begierde zu den ehelichen werken vertreibt. Andere halten davor / er hab den Namen von seiner

wermenden krafft empfangen / dannenher jhnen die Sachsen Wermpten nennen. Etliche nennen ihn weronmut / umb seine trefflichen und vielseitigen Tugendt wegen / damit er allen unmuth hinweg treibt."

Heute hat man die Ableitung aus Mut und wehren aufgegeben. Eine Ableitung von Wurm hingegen (Verwendung gegen Eingeweidewürmer) dürfte bei den niederdeutschen Formen: Würmken, Wurmken nicht abzuweisen sein.

Hochwaldharfe.

Hochwaldharfe zauberlind,
Wunderlicher Spielmann Wind!
Unsichtbare Finger streifen
Durch die Saiten, tasten, schweifen;
Buchenzweige rührt ein Wehn
Gleichsam im Vorübergehn.

Rauschen schwillt, bald hell, bald leise,
Uralt herzvertraute Weise,
Mittagsonnenpfeile schwirren,
Die im Laubwerk sich verirren.
Und ich selbst, das große Kind,
Lausch' entzückt dem Spielmann Wind.

Jakob Heß.

Wald.

Von Harald Spitzer.

Habt Ihr schon einmal versucht, unsere Sprache richtig zu hören?

So ein Wort aufzunehmen, von der farblosen Kruste der Gewohnheit zu lösen und es langsam und ganz hinhorchend durch Ohr und Seele fließen zu lassen?

Dazu bedarf es der Bereitschaft: Mit geeintem Wesen, voll andächtiger Freude und in restloser Erwartung eines Sonderbaren offen sein...

Dann kann uns so ein Wort aufblühen wie eine seltene Blume, und wir fühlen uns zu tiefst beglückt von dem erahnten Geheimnis der Sprache, von dem Sinn und Ausdrucksgehalt indischer Laute.

Solchen Erkennens vermögen wir Menschen allüberall teilhaftig zu werden; es kommt immer nur auf unsere innere Stimmung an.

Wollen wir nun den Versuch unternehmen, so ein Wort aufzufassen?

Einmal ruhte ich auf dunkelgrünem Mooslager inmitten eines Waldes und schaute in die Bäume — —

Da wurde mir bewußt, daß ich den Wald empfand wie noch nie zuvor, mit all meinen Sinnen und aus voller Seele...

Und ich dachte an das Wort „Wald" und spürte auch es in mir, und ich erkannte, daß es nicht nur aus Buchstaben bestehe, sondern daß ihm eine reiche Vielheit innewohnt.

Wald!

Was für ein Klang!

Lauschen wir doch diesem Wort, mit der ganzen Aufmerksamkeit, die ihm gebührt.

Wild-elementar: Wald!

Schaurig-düster: Wald — —

Weich-traulich: Wald.

Abendlich-erfüllt: Wald...

Mutet dieses Wort nicht wie ein Wunder an?

Empfinden wir dabei nicht einen unsagbaren Zauber?

Immer neue Töne entquellen ihm.

Ein Lied ist es mit vielen Weisen...

Und was liegt da alles drin!

Stärke und Macht: Die ragende Würde eherner Bäume.

Weite und Endlosigkeit: Der ewige Wind, der durch die Blätter weht.

Klarheit und Frische: Die satten Farben und heilsam-würzigen Düfte.

Keusche und Zartheit: Die Sonnenstrahlen, die winzige Moospflänzchen zage berühren.

Leben und Geschöpf: huschende Eichkätzchen, scheu eilende Rehe, einsame Tierrufe, lautlos-emsiges Gekäfer am kühl-feuchten Grund.

Und Stille und Ruhe: Die Dämmerung, die sich über dunkle Wipfel und Zweige senkt...

Und noch vieles, Unaussprechliches mehr!

Dies alles birgt dieses eine Wort!

Hört Ihr, wie es singt und raunt, wie es erzählt und kündet?

Wer vermöchte es wohl zu erschöpfen?

Laßt uns innig Dank sagen, daß wir die verborgene Fülle seiner Urheit ahnen dürfen.

Wahrlich: Worte können zu Edelsteinen werden, kostbarer als die, welche an weißen Fingern verwöhnter Frauen glitzern...